

paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

7. Jahrgang Nr. 3, 2003



Ich bring euch gute neue Mär...

Einladung zum Gemeinde-Kanapee

Wer einmal zufällig Donnerstag Abend zum Weltcafé hineinlinst, erblickt unter Umständen eine merkwürdige Ansammlung junger Menschen. Dabei handelt es sich jedoch nicht, wie der erste Anschein vermuten ließe, um eine Geburtstagsfeier oder ähnliches, nein, hier findet das Kanapee statt.

Seit nunmehr fast drei Jahren treffen sich jeden zweiten Donnerstag von 19.00 bis 23.00 Uhr gemeindenaher Jugendliche und deren Freunde zum Jugend- und Spielecafé Kanapee in den Räumen des Weltcafés. Hier wird gespielt, diskutiert, gefeiert oder einfach den gequatscht. Als Anregung gibt es an jedem Abend ein kleines Programm, welches von einer Gruppe engagierter ehrenamtlicher MitarbeiterInnen sowie einer Honorarkraft vorbereitet wird.

Da das Kanapee gemeindliche Jugendarbeit ist, wollen wir auch all jenen, die entweder nicht mehr jugendlich sind oder sich bisher noch nicht in diese Runde trauten oder dem Ganzen eher kritisch gegenüber stehen, Einblick gewähren. Darum lädt das Kanapee am Donnerstag, dem 22. Januar 2004 zum Gemeinde-Kanapee ein.

Willkommen ist jeder Interessierte (natürlich auch alle Jugendlichen) ab 20.00 Uhr im Weltcafé. Gemeinsam wollen wir einen Kanapeeabend erleben, mit einem Programm, viel Spiel und Spaß. Auch für Fragen und Anregungen wird es einen Platz geben.

Wir hoffen auf einen schönen und fruchtbaren Abend mit Ihnen

Ihr Kanapee Team



INHALT

Einladung zum Gemeinde-Kanapee	2
Editorial	3
Dorothea Weltecke Besuch in Miden im Tur Abdin	4
Jörg Machel Ein Ort für die Trauer	6
Wolf Krötke Theologisches ABC – N wie Neu	7
Daniel Rühmkorf Den Sterbenden ein Segen sein	8
Jörg Machel Mein Kirchentag	10
Tod als Thema der Kunst	11
Fotogalerie Kirchentag	12
Das war´s – Veranstaltungsplakat	14
Klaus Benner Am Ende steht Dankbarkeit	15
Ulrich Godejohann Von der Wüste zur Oase	16
Christoph Albrecht Versuche, dein Leben zu machen	18
Bernd Feuerhelm Kreuzberger Stadtlandschaften	19
Ingo Schmidt-Tychsen Viele Ideen und warmer Kaffee	20
Claudia Ondracek Immer öffnen sich Türen	21
KinderNoster	22
Hin-Weise / Impressum	23



Liebe Leserin und lieber Leser!

Ein Freund plant eine Agentur für gute Nachrichten. Es wird zu viel gejammert. Wir übersehen die vielen guten Ansätze, die vielen engagierten Menschen um uns herum.

Das soll kein Unternehmen sein, das die Welt himmelblau erscheinen lässt. Die Realität soll durchaus erkennbar sein, auch mit ihren Schattenseiten. Doch sie soll nicht aus der Perspektive der Hoffnungslosigkeit heraus betrachtet werden, sondern mit dem Blick von Menschen, denen im letzten nicht bange ist. Christen dürfen solche Menschen sein.

Das ist die gute Mär, von der die Weihnachtsgeschichte erzählt: Gott meint es gut mit der Welt. Seine Freundlichkeit stellt sich allem Verderben entgegen.

Darum geht es in diesem *paternoster* und es geht um einen Rückblick auf den Ökumenischen Kirchentag, der ganz auf der Linie dieser Botschaft lag. Unser Thema war „Den Sterbenden ein Segen sein“, und unsere Erfahrung: die Beschäftigung mit Tod und Trauer führt nicht in die Depression, sondern mit *ten* ins Leben!

Viel Spaß beim Lesen

wünscht Pfarrer Jörg Machel

Besuch in Miden im Tur Abdin

Christen in der Türkei

Dorothea Weltecke / Lea. „Komm jetzt, wir gehen zum Weingarten; es ist schon spät“, sagt sie und geht mit festen Schritten voran. Sie nimmt Eimer und zwei Messer und steigt schnell die schmale Steintreppe hinunter in den Hof, indem ein paar Hühner gackern und der Hahn herumstolzert. Vor ihm muss man sich ein wenig in Acht nehmen. Neben dem großen Hoftor steht ein aus Lehm gemauerter Ofen, der Tanuro heißt, und den man zum Brotbacken braucht. Er wird mit den Ästen befeuert, die überall auf den Hofmauern zu hohen Haufen gestapelt sind.

Wir gehen auf die staubige, ungepflasterte Straße von Miden hinaus. Alles ist staubig jetzt, im September, im äußersten Südosten der Türkei, wo es am Tag immer noch so heiß ist, dass die Hirten gegen Mittag die schwarzen Rinder unter den einzigen größeren Baum im Dorf treiben, damit sie im Schatten stehen können. Reglos harren sie dort aus, während schweigend die Hitze über dem Dorf flimmert und ringsum nur hier oder dort ein Mensch an den Häuserwänden entlang huscht.

Jetzt am frühen Abend ist die Sonne schon untergegangen. Straßenlampen gibt es nicht. Wir lassen das Dorf hinter uns und gehen auf das offene Feld hinaus. Es dämmt bereits. Bald wird es dunkel werden. Vor uns liegen die braunen, nach der Ernte abgeräumten Felder, die grauen Umfassungsmauern aus Feldsteinen, der schmale, sandige Weg zwischen den

Feldern. Lea geht ruhig und bestimmt voraus; ihre feste, raue Hand hält die Eimer. Obwohl ich erheblich größer bin als sie und gut zu Fuß zu sein glaubte, habe ich Mühe, hinter ihr herzukommen. Oft muss ich ein paar Schritte rennen, um sie einzuholen. Sie tut so, als bemerke sie es nicht. Ein leiser Wind weht.

Über sanft gewelltes Land ziehen sich Weinstöcke, Obstbäume und die



Lea und ihre Freundin

Büsche hin, die sie in der Frühe hacken und mit dem Traktor oder dem Esel von weit her ins Dorf schaffen, um mit den Blättern die Tiere zu füttern und um mit den Ästen die Tanure und die anderen Öfen zu befeuern, sommers wie winters. Fast alle sind Bauern hier, und alle leben von den Büschen auf dieser uralten, weiten Hochebene östlich der Millionenstadt Diyarbakr. Wälder gibt es hier deshalb nicht mehr.

Sie sind schon seit der Antike abgeholzt, von den altorientalischen Hochkulturen, wie den Churri-Mitanani, den Assyrern und Aramäern und später im byzantinischen Kaiserreich. Ruinen und Straßen aus diesen Zeiten gibt es noch; sie sind berühmt, nicht zuletzt die gewaltige, schwarze Stadtmauer von Diyarbakr das antike Ami-

da, und Reste der Kathedralen aus der ältesten Zeit des Christentums. Und auch Einsiedlerhöhlen, alte Dorfkirchen und Klöster sind noch da. Das über 1.600 Jahre alte Kloster Mor Gabriel hat in den letzten Jahren neue Anbauten, ein Gästehaus und neue Umfassungsmauern erhalten.

Der Himmel ist so unermesslich hoch und weit über dem Tur Abdin, dem Berg Athos der aramäisch sprechenden Christen, die sich Suryoye nennen, Syrer, Aramäer, Assyrer. Die Luft hier ist selbst in der Hitze so unbegreiflich rein und frisch wie helle Tropfen, die in der Sonne an glasklaren Eiszapfen hängen. Jetzt am Abend ist sie kühl. Ganz still ist es. Autos und Landmaschinen hat hier fast niemand.

Wir hätten früher losgehen müssen. Jetzt wird es schwer werden, noch die Feigen zu finden, die wir bringen sollen. Lea gibt mir einen Eimer und ein Messer und sucht dann geschickt in den Büschen. Feigen werden vorsichtig gepflückt. „Nicht mit dem Messer schneiden“, ermahnt sie mich. Wozu hat sie es mir gegeben? „Gleich ist es Nacht“, schimpft sie „Wie sollen wir jetzt noch etwas finden. Außerdem gibt es heute keine Feigen, wir haben die reifen erst vor ein paar Tagen gepflückt. Man braucht gar nicht erst zu suchen. Findest du welche? Ich finde keine.“

Lea. Sie sieht aus, als sei sie einem antiken Fresko entstiegen, mit ihren langen, gewellten Haaren, ihren großen, braunen Augen. Sie mag Hosen

mit Schlag und Khakihemden mit vielen Taschen. So lange sie durfte, ist sie in die einklassige Dorfschule gegangen und hat alles gelernt, was dort zu lernen war, vor allem die ehrwürdige aramäische Liturgiesprache, die sie sprechen kann, und Religion. Die säuberlichen Hefte aus dieser schönen Zeit, mit den guten Noten und den lobenden Worten ihres Lehrers, sie hat sie noch alle.

Solche Dorfschullehrer, die sich anders kleiden als die Bauern und eine geachtete Position einnehmen, und solche Schulzimmer neben den Kirchen gibt es in jedem christlichen Dorf. Sie wurden während der Reform eingerichtet, die der Patriarch Aphrem Barsaum (gest. 1957) ins Werk setzte, als nach der Katastrophe des Völkermords, den die türkische Regierung 1915 gleichzeitig an den Armeniern, Griechen und Syro-Aramäern begangen hat und nach der Massenflucht viele syrisch-orthodoxe Diözesen erloschen waren.

Zur türkischen Schule in der nahegelegenen Stadt Midyat ist Lea nicht gegangen. Es war wohl auch nie jemandem der Gedanke gekommen, sie könnte neben der Landwirtschaft noch etwas lernen wollen. In dieser Stadt, wo vor zwanzig Jahren noch hauptsächlich Christen wohnten, sind die Suryoye heute eine kleine Minderheit. Beim christlichen Zahnarzt im Wartezimmer und beim Juwelier haben wir öfter gegessen und gewartet in den letzten zwei Wochen, weil das die einzigen Orte sind, wo man eine Frau in Midyat allein lassen kann.

Was aus ihr werden soll, weiß sie nicht, oder sie sagt es nicht. Jedenfalls hat sie keine Lust zu heiraten und wie die anderen Frauen schnell viele Kinder zu bekommen. Mit ihren 24 Jahren ist sie sehr spät dran für diese Gegend. Ihre Freundin möchte in ein Kloster gehen; sie weiß auch schon in

welches. „Sie denkt viel“, sagt Lea. Ob sie mit ihr gehen wird? Sie zuckt die Schultern. „Ich weiß nicht“, sagt sie. Aber sie mag dieses Kloster auch, Mor Malke, am Rand eines wunderschönen, grünen Tales. Die Büsche dort stehen dicht und sind größer als



in Miden. Das liegt daran, dass seit zwanzig Jahren niemand mehr lebt in den Dörfern auf den Hügeln ringsum. Drei Mönche und zwei Nonnen bewachen die berühmte Reliquie von Mor Malke. Die Nonnen bestellen die Felder, versorgen die Tiere und kochen für die Pilger.

Die Bäume am Horizont sind kaum noch zu sehen. Die Öffnungen der kleinen, bienenkorbähnlichen Steinhütten, die hier überall stehen, sind tiefschwarz. Früher saßen darin Wachen, um die Gärten vor Diebstahl zu schützen. Diebe, die sich in der Nacht herumtreiben, gibt es immer noch. Sie stellen Lastwagen am Feldrand ab und brechen in die Felder ein, um die Ernte zu stehlen. Und anderes.

Die Midener Bauern führen seit Jahren einen aussichtslosen Kampf um einen Teil ihrer Felder, die kurdische Bauern eines Nachbarortes an sich gerissen haben. „Wir haben die Besitzurkunden, wir haben die notariellen Beglaubigungen, dass das unsere Felder sind“, sagen sie. „Aber sie schlagen uns, wenn wir dort hingehen und versuchen, unsere Felder zu bestellen.“ Sie finden kein Gericht,

das ihnen Gerechtigkeit verschaffen würde. Das Militär hat unlängst eine Straße zur Grenze zwischen den beiden Dörfern erklärt. Diese neue Grenze trennt die Felder endgültig von ihrem Besitz ab. Zwar ist der Bürgerkrieg vorbei, während dessen die Suryoye zwischen die Fronten der PKK und dem türkischen Militär gerieten, aber alle haben die Zeiten der Heckschützen und der nächtlichen Überfälle von der einen wie von der anderen Seite noch gut in Erinnerung. Vor etwa zehn Jahren wurden Menschen in Miden in ihren Betten erschossen, auch Leas Familie.

Wir geben es auf. Einen Eimer haben wir mit Feigen gefüllt, einen anderen nur zur Hälfte. Diese Feigen schmecken wunderbar. Weich wie ein zarter Kuss liegen sie auf den Lippen, wenn man hineinbeißt. Sie duften köstlich und zergehen wie Honig auf der Zunge. Sie sollen ein Geschenk sein. Lea geht wieder voraus. Jetzt ist es noch schwerer, mit ihr Schritt zu halten. Auf ihrem klugen und freundlichen Gesicht hat sich eine strenge Falte auf der Stirn gebildet. Schweigend erreichen wir die Straße nach dem Dorf, dessen äußerer Rand sich wie eine dunkle Festungsmauer erhebt.

Jetzt sehen wir, wie am Dorfrand die jungen Männer ihr Fußballspiel beenden. Es ist zu dunkel zum Spielen. Plötzlich ist die Straße voller Leute, die sich allmählich zerstreuen. Ein paar Zuschauer kommen neugierig auf uns zu. „Was habt ihr da?“, wollen sie wissen. „Wir haben Feigen“, sagt Lea und lacht. „Iss mal, iss“, sagt sie zu einem, der näher gekommen ist. „Wo habt ihr die her so spät? Ach, was frage ich, ich esse lieber“, sagt er fröhlich und greift in den Eimer. Wir grüßen nach links und rechts und plaudern, während wir langsam zum Haus zurück schlendern.

Ein Ort für die Trauer

Wenn Eltern Abschied nehmen müssen

Jörg Machel / Dem kleinen weißen Kindersarg folgen etwa vierzig Personen. Man spürt, dass diese Leute nicht zusammengehören. Viele Paare, ein paar kleine Grüppchen kann man einander zuordnen. In dem Sarg liegen 11 kleine Menschenkörper. Sie alle starben noch vor ihrer Geburt im Mutterleib.

Irene und Gerd hatten sich vor diesem Tag gefürchtet. Sie ahnten, dass der ganze Schmerz wieder da sein wird, der sie so gänzlich unerwartet aus der Bahn geworfen hatte, als sich die Hoffnung auf die Geburt eines gesunden Kindes innerhalb von Stunden in Nichts auflöste.

Es war eine Routineuntersuchung während ihrer Schwangerschaft, als ihr Frauenarzt feststellte, dass bei dem Kleinen keine Herztöne mehr auszumachen waren. Noch aus der Praxis hatte er die Ambulanz gerufen und Irene ins Krankenhaus bringen lassen. Dort wurde die Vermutung zur Gewissheit und es blieb nichts übrig, als eine Geburt einzuleiten.

Irene brachte ein Kind zur Welt, von dem sie wußte, dass es keinen ersten Schrei tun wird. Trauer und



Totgeburt-Bestattung auf dem Emmausfriedhof

Wut hat sie über all die sinnlosen Schmerzen der Geburt empfunden.

Zum Glück war Gerd dabei. Die ganze Zeit. Ohne ihn hätte sie das alles nicht überstanden, sagt sie. Und auch nicht ohne die Menschen um sie herum, ohne die Ärzte, ohne die Schwestern und Hebammen. Es waren so viele da, die ihre Trauer teilten und alles taten, um ihren Schmerz erträglich zu halten.

Sie hat sich fotografieren lassen mit dem toten Kind im Arm. Und sie hat sich die Stunden eingeprägt, die sie mit ihrem Sohn verbracht hat nach der Geburt. Dafür sind Irene und Gerd dankbar, dass sie wirklich Abschied nehmen konnten von ihrem Kind. Sie konnten seine Gesichtszüge studieren, seine kleinen Händchen befühlen, sie konnten die Füßchen

streicheln, die doch vor gar nicht langer Zeit so wild gegen die Bauchdecke getrommelt hatten.

Zur Erinnerung haben sie einen Abdruck von den Handflächen genommen und von den Fußsohlen.

In aller Ruhe konnten sie Abschied nehmen und sie konnten be-

ten. Die Krankenhauspfarrerin las aus dem 139. Psalm:

Denn du hast meine Nieren bereitet und hast mich gebildet im Mutterleibe. Ich danke dir dafür, daß ich wunderbar gemacht bin; wunderbar sind deine Werke; das erkennt meine Seele. Es war dir mein Gebein nicht verborgen, als ich im Verborgenen gemacht wurde, als ich gebildet wurde unten in der Erde. Deine Augen sahen mich, als ich noch nicht bereit war, und alle Tage waren in dein Buch geschrieben, die noch werden sollten und von denen keiner da war. Aber wie schwer sind für mich, Gott, deine Gedanken! Wie ist ihre Summe so groß!

Eine Schwester hatte Kerzen geholt und ein kleines Tischchen. Alle zündeten ein Licht an und sprachen

ein paar Worte der Trauer, beteten für das Kind, für die Mutter, für den Vater und für alle, denen das Herz zu stocken drohte über so viel Leid. In ein Seidentuch gewickelt, übergaben sie das Kind dem Arzt.

Das war vor nun fast zwei Monaten. Die Zeit ist weitergegangen. Irene war inzwischen zu einer Kur. Gerd ist ihr für ein paar Tage gefolgt. Dort hatten sie gute Gespräche und fanden Menschen, die sie hilfreich be-

gleiteten. Zuerst waren sie nicht sicher, ob das Angebot der Klinikseelsorgerin, ihren Sohn mit anderen Kindern zusammen bestatten zu lassen, wirklich gut ist. Eigentlich wollten sie mit ihrer Trauer allein sein.

Als sie aber andere Eltern kennen lernten, denen ganz ähnliches widerfahren war wie ihnen, da war es ihnen ein Trost, diesen Weg gemeinsam zu gehen. Sie sind froh, dass ihr Sohn einen Ort hat für seine letzte

Ruhe, und es ist gut, dass sie diesen Ort kennen und ihn aufsuchen können. Irene ist jung und nichts spricht dagegen, dass sie wieder schwanger werden kann.

Aber Irene und Gerd sind davon überzeugt, erst wenn die Trauer genügend Raum hatte, werden sie in der Lage sein, sich dem Leben neu zu öffnen.

Nwie Neu

Wolf Krötke / So hat Martin Luthers Übersetzung ist trotzdem neue Beziehung tritt, für den wird nur zu gut wissen. „In Christus stehen, in der all im Umgang mit anderen Menschen ist „alles neu“ geworden. Die Erfahrung so beglückt, dass „neu“ geradezu ihr Lieblingswort geworden ist. Sie hat die Schriften, die von dieser Erfahrung künden, deshalb auch Neues Testament – neues Zeugnis von Gott und von uns Menschen – genannt.

„Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur. Das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden.“

ther 1. Korinther 5, 17 übersetzt. nur: „Neues ist geworden“. Luthers Übersetzung ist trotzdem neue Beziehung tritt, für den wird nur zu gut wissen. „In Christus stehen, in der all im Umgang mit anderen Menschen ist „alles neu“ geworden. Die Erfahrung so beglückt, dass „neu“ geradezu ihr Lieblingswort geworden ist. Sie hat die Schriften, die von dieser Erfahrung künden, deshalb auch Neues Testament – neues Zeugnis von Gott und von uns Menschen – genannt.

Doch wir müssen auch nüchtern sein. Neues gibt es in dieser Welt niemals ohne das Alte. Würde uns absolut Neues begegnen, das in gar keiner Beziehung zum Alten steht, dann könnten wir es gar nicht verstehen. Es würde uns sprachlos machen. Andererseits: Wäre es aber bloß eine Abwandlung des Alten, dann wäre es gar nicht richtig neu. Schon morgen würde es wieder zum Alten gerechnet werden. Wer Neues behauptet, muss darum dessen Beziehung zum Alten klären.

Da gibt es zwei Möglichkeiten. Die eine ist: Das Alte wird zum gänzlich Veralteten, das nur den Hintergrund bildet, auf dem das Neue erstrahlen kann. So ist das z.B. mit dem Opferkultus in Israel. Er hört im Christentum auf. So ist das auch mit der Sünde. Sie gehört für immer zur Vergangenheit. Sie ist das Alte schlechthin, das nur vergehen kann. Die andere Möglichkeit ist: Das Alte ist auch für das Neue bleibend wertvoll. So ist das z.B. mit dem Gotteszeugnis Israels, dem Alten Testament. Es wird durch das Neue Testament zum Alten gemacht. Aber es ist bleibend lehrreich und wichtig für die christliche Gotteserfahrung. Die alte Wahrheit, dass Gott, der Schöpfer der Welt ist und Menschen erwählt, wird auch in die neue Gotteserfahrung aufgenommen.

Diese neue Gotteserfahrung lehrt uns also, zwischen dem Alten, das immer noch Zukunft hat, und dem Alten, das nur vergehen kann, zu unterscheiden. Sie selbst aber ist „jeden Morgen neu“, so wie die Liebe, die diesen Namen verdient, jeden Morgen neu ist. Auf die immer neue Liebe Gottes setzt der christliche Glaube all seine Hoffnung. Sie wird die Zukunft der Welt sein, die den Tränen, dem Tod und dem Schmerz ein Ende bereiten wird. Das vorletzte Kapitel der Bibel gibt darum der falschen Übersetzung Luthers doch recht. „Siehe, ich mache alles neu“, sagt Christus da (Offb 21, 5).

„Den Sterbenden ein Segen sein“

Themenzentrum in der Emmaus-Kirche zum 1. Ökumenischen Kirchentag

Daniel Rühmkorf / Rund 8.000 Katholiken und Protestanten haben beim Ökumenischen Kirchentag gemeinsam Christi Himmelfahrt gefeiert.

Interkultureller Umgang mit Leiden und Tod

„Was interessiert mich der Tod?“, fragte der Philosoph Epikur. „Wo der Tod ist, da bin ich nicht, und wo ich bin, da ist der Tod nicht!“

Eine genial einfache Lösung. Aber diese Auffassung hat nur so lange Bestand, wie man sich als Gesunder von gesunden Menschen umgeben sieht. Während des 1. Ökumenischen Kirchentages in Berlin trafen sich in der Kreuzberger Emmaus-Kirche Menschen, die andere Erfahrungen als der Philosoph gesammelt haben. Angehörige, Krankenhauseelseosorger, Pflegekräfte und Ärzte tauschten hier unter dem Motto „Den Sterbenden ein Segen sein“ ihre Erfahrungen und Positionen aus.

In die Emmaus-Kirche kamen Kirchentagsbesucher, die andere Menschen leidend und sterbend erlebt haben. Der Tod ist ein zentrales Thema aller Religionen. Und bei aller Vielfalt will jede Glaubensrichtung auf ihre Weise „den Sterbenden ein Segen sein“.

Gemeindepastor und Initiator Jörg Machel hatte den Tod in den Mittelpunkt gerückt, um Suizid, Sterbehilfe, Sterben in Würde und Trauerarbeit zu thematisieren. „Mit anderen Augen“ wurden hebräische Bibel, Neues Testament und Buddhas Lehren interpretiert. In Film-Workshops, Meditationen, Lesungen, Musikveranstaltungen, Vorträgen und Podiumsdiskussionen näherte sich das Publikum dem schweren Thema.

Der Leiter der Palliativstation im Gemeinschaftskrankenhaus Havelhöhe in Berlin, Priv.-Doz. Dr. med. H. Christoph Müller-Busch, zeigte die Kehrseite der erfolgreichen Medizin. „Die Fortschritte der modernen Medizin erlauben es, Sterbeprozesse qualvoll in die Länge zu ziehen. [...] Menschenwürdiges Sterben bedeutet aber, für einen erträglichen Sterbeprozess Sorge zu tragen.“ Aus den Erfahrungen der staatlichen Euthanasie im Dritten Reich heraus tue die Ärzteschaft gut daran, die aktive Sterbehilfe abzulehnen. Müller-Busch warnte die Befürworter der aktiven Sterbehilfe davor, dass schnell aus dem geforderten Recht eine Pflicht werden könne. Andererseits, so beklagte Müller-Busch, sei „Übertherapie, Aktionismus oder nur symbolhaftes Handeln“ ein weit verbreitetes Phänomen unter

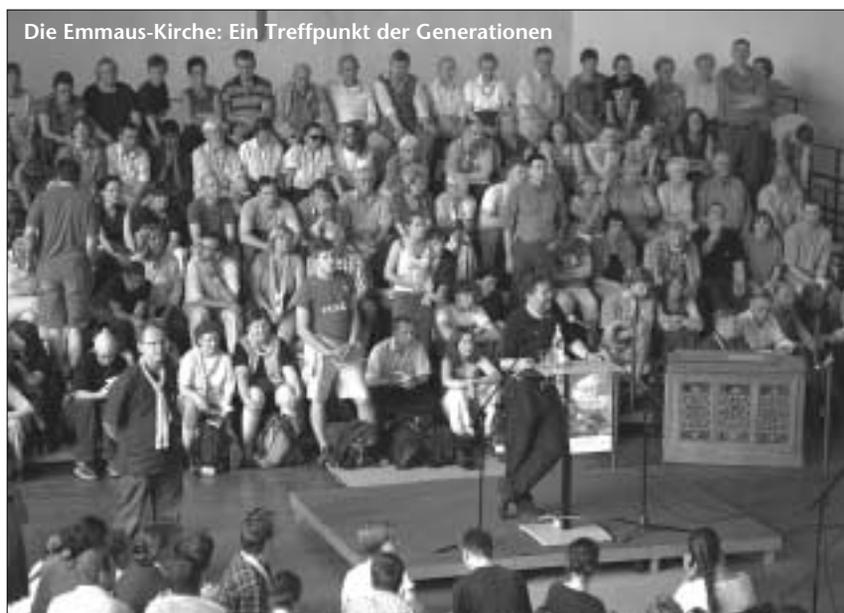
Ärzten. Viel zu oft werde aus falschem Augenmaß heraus gegen den Willen des Patienten agiert. Im Zweifelsfall werde alles Machbare getan. Eine Patientenverfügung könne an dieser Stelle beiden Seiten helfen, dem Willen des Patienten nachzukommen.

„Wir brauchen ein besseres Verständnis für die Bedürfnisse der Schwerstleidenden und Sterbenden. Jeder Arzt sollte in der Lage sein, seinen Patienten bis zu seinem Ableben würdig und kompetent zu begleiten“, forderte die Ex-Bundesjustizministerin Herta Däubler-Gmelin. In ihrer Funktion als Schirmherrin der Bundesarbeitsgemeinschaft Hospiz sprach sie sich dafür aus, aktive Sterbehilfe weiterhin zu untersagen. Parallel dazu müssten aber die Hospizbewegung und die Palliativmedizin stärkere Unterstützung finden. Das erneute Votum des Ärztetages für den Ausbau der Palliativmedizin und gegen die aktive Sterbehilfe stärke der Hospizbewegung den Rücken. Viele Menschen, die sich für Sterbehilfe aussprechen, wollten in Wirklichkeit eine Sterbebegleitung, mit der ihnen unerträgliches Leiden vor dem Tod erspart bliebe. Der ärztliche Heilberuf diene dem Leben. Ein Arzt handele nach dem hippokratischen Grundsatz: Non nocere

(nicht schaden). Deshalb dürfe dieser Berufsstand der Helfenden und Heilenden nicht den Freibrief zur Tötung erhalten.

Fehl- oder Totgeburten und der plötzliche Kindstod

sind unerträgliche Schicksalsschläge für die betroffenen Eltern. Frauen und Paare fühlen sich mit ihrer Trauer und ihren Schuldgefühlen oft allein gelassen. Auf dem Kirchentag wurde klar, dass viele Totgeburten unter unwürdigen Bedingungen das Licht der Welt erblicken und beerdigt werden. Das von den Eltern noch nicht realisierte Unglück begegnet professionellem Umgang mit Toten. Eine Zusammenarbeit von Hebamme, Arzt und Krankenhausseelsorge kann die persönlichen Leiden lindern. Allerdings beklagte die Hebamme Jutta Bartholomé von der Initiative „Regenbogen – glücklose Schwangerschaft e.V.“, dass immer noch in vielen Häusern die Chefarzte alleine entschieden, wie mit Totgeburten umgegangen



werden solle.

Überfüllt war die Emmaus-Kirche beim Auftritt des Paderborner Theologen Eugen Drewermann. In seiner Interpretation des Grimmschen Märchens „Gevatter Tod“ nahm sich Drewermann der Rolle des Arztes an, dessen Pate Gevatter Tod war. Sein Streben nach Reichtum, Schönheit und Macht lässt ihn seine Absprache mit dem Tod vergessen. Als er ein zweites Mal Gevatter Tod austrickst, macht dieser mit dem Arzt kurzen Prozess. Für Drewermann dokumentiert sich darin die Eitelkeit des Arztes. Er sei mächtig, weil er die Konstellation des Todes begreift, aber die Macht der Verzögerung des Todes bedeute gleichzeitig eine Begrenzung und Kränkung seiner Heilkunst.

Wolfgang Amadeus Mozart hat im Requiem musikalisch den Tod thematisiert. Ganz im Sinne des interkulturellen Ansatzes wurde das Requiem – flankiert von jüdischen, anatolischen und buddhistischen Gesängen – in der Emmaus-Kirche aufgeführt. Beeindruckend an der Themenarbeit war die Ernsthaftigkeit, mit der die Kirchentagsbesucher eigene Erlebnisse berichteten, einander zuhörten und nach gemeinsamen Lösungen suchten. So konnten die Teilnehmer vor allem irdische Lebenshilfe während des Kirchentages in der Emmaus-Gemeinde erfahren. Gemeindepastor Jörg Machel zollte dem Publikum Respekt und erklärte es zu „Fachleuten des Leids“.

„Fachleuten des Leids“.

**Aus: Deutsches Ärzteblatt 100,
Ausgabe 24 vom 13.06.2003,
Seite A-1644 / B-1364 /
C-1280 POLITIK**

Mein Kirchentag

Immer volles Haus in der Emmaus-Kirche

Jörg Machel / Der Büchertisch in der Emmaus-Kirche diente während des Kirchentags als Drehscheibe für die vielen Angebote. Fast alle BesucherInnen, die nicht gezielt zu einer Veranstaltung kamen, haben zunächst einmal den reich gedeckten Büchertisch im Foyer angesteuert und waren sofort mitten im Thema. Über 200 Titel gaben einen ausgezeichneten Überblick zum Motto „Den Sterbenden ein Segen sein“.

Manche fanden schon dort Gesprächspartner und zogen mit ihnen ins Kirchencafé, andere näherten sich dem Thema über die Kunst, die es auch zu sehen gab: Die Außeninstallation „Repetition“ von Tina Schwichtenberg (pater noster Nr.2/2003) lud schon vor der Kirche zur Auseinandersetzung ein. Die interaktive Installation der Künstlerin Gisela Achterberg regte BesucherInnen aller Altersstufen an, eigene Vorstellungen zu Tod und Sterben aufzuschreiben und in die Ausstellung einzufügen. „Tod als Thema der Kunst“ stand zwar als große Überschrift nur über dem Donnerstagabend, doch eigentlich hat diese Perspektive alle Tage durchzogen – von dem eröffnenden Liederabend mit Manfred Maurenbrecher bis zur abschließenden Lesung von Holger Franke. Dass es dabei eine solche Vielfalt der Medien und Angebote gab, ist insbesondere Liz Crossley zu danken, die als profunde Kennerin der Berliner Kunstszene Kontakte vermittelte und eigene Multimediaprojekte einbrachte.

Der Filmraum war für gut fünfzig BesucherInnen ausgelegt. Oft nahm man in Kauf, dichter gedrängt zu sitzen, um den oft emotionsgeladenen Filmen zu folgen und sich dann intensiv austauschen zu können. Für einige BesucherInnen war es ein Segen, dass im Foyer ausgebildete SeelsorgerInnen zur Verfügung standen, um ein Thema im persönlichen Gespräch vertiefen zu können.

Überrascht hat uns, wie gezielt KirchentagsbesucherInnen die Themen-Workshops ansteuerten. Einige waren geradezu verzweifelt, wenn ausgerechnet der Workshop schon überfüllt war, wegen dem sie die Reise nach Berlin hauptsächlich angetreten hatten. Zu unserer Freude konnten wir es aber auch da möglich machen, dass die Türen dann doch noch einmal geöffnet wurden, um die ganz besonders Interessierten einzulassen.

Dass Eugen Drewermann der Top-Referent werden würde, hatten wir schon bei der Planung geahnt. Welche logistischen Probleme ein so gewaltiger Ansturm mit sich bringt, mussten wir erst lernen. Doch wir lernten schnell, und da sich der Referent etwas verspätet hatte, konnten wir sogar noch eine Tonübertragung auf den Vorplatz der Kirche zu Wege bringen. Doch auch die anderen Referenten fanden ein großes und dankbares Publikum.

Die Podiumsdiskussionen überzeugten durch die gute Zusammenstellung der TeilnehmerInnen und die große Hörbereitschaft bei unterschiedlichen Positionen. Erstaunlich war die hohe Kompetenz im Publikum, die sich nicht nur in exzellenten Fragen, sondern auch in qualifizierten Anmerkungen und Beiträgen erkennen ließ. Es zeigte sich, dass Betroffene oft die eigentlichen Experten in bestimmten Fragen sind.

Das Konzert mit Totengesängen verschiedener Kulturen am Freitagabend fand ein so gutes Echo beim Publikum, dass es am 15. November mit gleichem Erfolg wiederholt werden konnte.

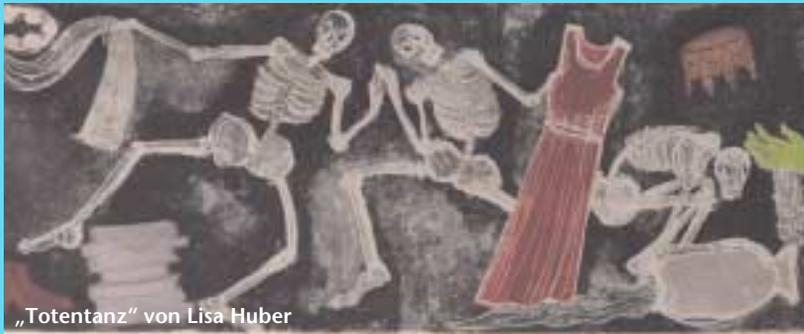
Der Höhepunkt des Kirchentags war für viele BesucherInnen das Festmahl der Religionen am Samstagabend. Während in den Medien ein schwer nachvollziehbarer Streit um das Abendmahl Schlagzeilen machte, luden sich in unserer Kirche Christen, Buddhisten und Moslems gegenseitig zu einem großen Festmahl ein. Dieses Zeichen des Miteinanders bei aller Verschiedenheit wurde von vielen Gästen begrüßt, die ganz zufällig zur Kirchentagsrunde hinstießen.

Neben den vielen Aktivitäten gab es an allen Tagen aber auch Zeiten der Kontemplation. Andachten am Morgen, Mittagsmusiken und Abendmeditationen ließen die Seele immer wieder zur Ruhe kommen. Der Abschlussgottesdienst sollte nicht in Konkurrenz stehen zur großen Abschlussfeier, aber für die etwa 150 Aktiven war er der gute Ausklang für ein gelungenes Kirchentagsprojekt.

Tod als Thema der Kunst



„Repetition“ von Tina Schwichtenberg



„Totentanz“ von Lisa Huber



Todbetrachtung
Eine Annäherung



„Mumie“ von Gisela Achterberg



„See with blinding sight“



Performance „See with blinding sight“
von Liz Crossley



Liz Crossley

Den Sterbenden ein Segen sein

Themenzentrum in der Emmaus-Kirche



Qual der Wahl



Welt-Café



Themenworkshop



Wir bedanken uns!



Christof Müller-Busch



Eugen Drewermann



Christoph Demke



200 Titel zur Auswahl



Baum der Wünsche



Seelsorgerin



Kreuzberger Ansichten



Komm und iss
Festmahl als Abschluß des Kirchentages



Mittagsmusik, L. Hausmann
(Didgeridoo)



Podiumsdiskussion



Konzertprobe



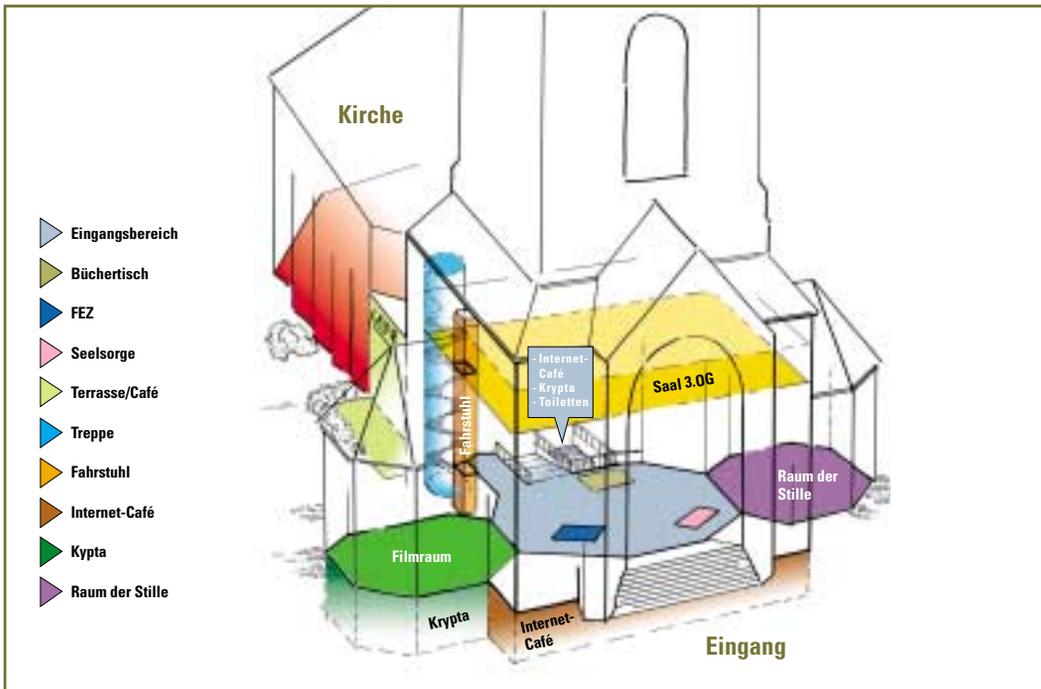
Ruhepause



Lesefutter



Mit anderen Augen



Das war's!

Themenzentrum Emmaus-Kirche

„Den Sterbenden ein Segen sein!“

▶ Kirche
 ▶ Saal 3.0G
 ▶ Filmraum

Zeit	Raum	Donnerstag 29. Mai	Raum	Freitag 30. Mai	Raum	Samstag 31. Mai
10.00 (45 min)		Mit anderen Augen Ein Buddhist liest in der Hebräischen Bibel Wilfried Reuter		Mit anderen Augen Ein Christ liest in Buddhas Lehreden Joachim Christoph		Mit anderen Augen Ein Jude liest im Neuen Testament Reuven Moskovitz
10.30 (ca. 2 h)		Gevatter Tod Ingrid Hamel und Drehbuchautoren Film-Workshop		Tod vor der Geburt Matthias Zuber (Autor) Film-Workshop		Tod auf Verlangen Jörg Machel Film-Workshop
11.00 (1.30 h)		Glaube als Frucht der Sterblichkeit Über das enge Verhältnis von Religion u. Tod Georg Schwikart Vortrag		Riten des Übergangs Situationen am Sterbebett Lisa Freund Vortrag		Wenn aus dem Recht eine Pflicht wird Vom Risiko des selbstbestimmten Sterbens Christof Müller-Busch Vortrag
13.00 (30 min)		Sitar und Orgel Mittagsmusik, Frank Beese / Christoph Wilcken		Sheng und Orgel Mittagsmusik Wu Wei / Gunter Kennel		Didgeridoo und Orgel Mittagsmusik Lutz Haussmann / Reinhard Hoffmann
14.00 (2 h)		Behütet sterben Ursprung und Ziel der Hospizbewegung Bolze / Kurzke / Wirtz Themen- Workshop		Der langsame Abschied Sterbebegleitung demenzkranker Menschen Matter / Warnecke / Rath / Kusch / K.Machel Themen- Workshop		Kaum gelebt und schon gestorben Totgeburt, Fehlgeburt, Kindstod Reuter / Hamel / Zuber / Bartholomee / Wienn Themen- Workshop
15.00 (1.30 h)		Die Kunst zu leben und zu sterben Gevatter Tod tiefenpsychologisch gedeutet Eugen Drewermann Vortrag		Vom Segen der Vergänglichkeit Tod und Sterben aus buddhistischer Sicht Wilfried Reuter Vortrag		Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß Unser Tod und Gottes Wille Christoph Demke Vortrag
16.00 (2 h)		Leben Heide Breitel (Autorin) Film-Workshop		Mein kleines Kind Matthias Zuber Film-Workshop		Mein Vater Katrin Machel Film-Workshop
17.00 (1.30 h)		Trost im Leben und im Sterben Die Religionen im Test Wolter / Yüksesek / Moskovitz / Schwikart Moderation: J. Machel		Ich will nicht mehr Von Suizid bis Sterbehilfe Müller-Busch / Däubler-Gmelin / Neumann Hamel, Moderation: Herrmann		Plötzlich und unerwartet Von Unfalltod und Nofallseelsorge. Voigt / Sachse / Uhrig / Köthke Moderation: Berentzen
18.30 (1 h)		Abendmeditation Wilfried Reuter		Abendmeditation Stefan Matthias		Abendmeditation Lisa Freund
20.00		Tod als Thema der Kunst unter der Mitwirkung von: Achterberg / Beckett / Crossley / Huber Scheer / Schwichtenberg / Weimann u.a.		Tod als Thema der Musik Mozart Requiem, Leitung: Ingo Schulz und Sterbegesänge anderer Kulturen: Kaddisch, Sutren, Silvador, anatolische Musik		Komm und iss Wir laden ein zu einem Festmahl an den Tisch der Religionen
22.30 (30 min)		Nachlesung Detlef Berentzen liest: Hermann		Nachlesung Jörg Machel liest: Danksagung an einen Engel		Nachlesung Holger Franke liest: Prediger Salomo

*Klaus Benner
Buddhistisches Zentrum
Wrangelstraße*

Als ich vor einem Jahr zum ersten Mal vom Kirchentag hörte, und dass wir als Buddhistisches Zentrum ebenfalls zum Mitwirken eingeladen sind, war meine spontane Reaktion: Meine Mutter ging früher zu Kirchentagen, aber ich?

Bei einem der ersten Vorbereitungstreffen in der Emmaus-Kirche war ich von den Räumen sehr beeindruckt, erweckten sie doch eher in mir das Bild eines Begegnungszentrums als einer klassischen Kirche aus meiner Konfirmandenzeit. Der Umgang unter den eingeladenen Personen und Gruppen war angenehm, doch der Zweifel blieb, ob ich wirklich mitarbeiten sollte. Und so war ich froh, dass andere aus unserem Zentrum den Kontakt zur Kirche hielten und konkret die Begegnung der Religionen in Kreuzberg mit ermöglichten.

Einige Wochen später nun bat unser Lehrer Wilfried Reuter um Mithilfe bei diesem wichtigen Ereignis und plötzlich wurde mir klar: Kirchentag in Kreuzberg statt Kreta (die Sonne war eh die gleiche).

Heute empfinde ich eine tiefe Freude über diese gemeinsamen Tage der Arbeit, der Begegnung, des Austauschs und des gegenseitigen Kennen-Lernens in der Emmaus-Ölberg-Gemeinde. Wir als Übende auf dem buddhistischen Weg haben uns verstanden und gut aufgehoben gefühlt, so wie wir unsererseits sehr aufmerksam und offen dem zugehört haben, was Christen und Juden von ihrem Weg berichteten.

Neben diesem so wichtigen Thema „Den Sterbenden ein Segen sein“ wurde für mich noch etwas anderes deutlich: „Den Mitmenschen ein Segen sein“. Denn ich sah auch deutlich die menschliche Nähe und die Freude auf vielen Gesichtern.

Als ich Sonntag zu Hause bleiben wollte, ging das gar nicht – es zog mich hin zum Abschluss-Gottesdienst, der das Erleben der drei vergangenen Tage wunderbar zusammenfasste und auf eine beglückende Weise „rund“ machte.

Freitags möchte ich ab und zu das Weltcafé besuchen oder mir auch mal ein Orgelkonzert anhören. Und auf dem Weg vom Görlitzer Bahnhof zur Wrangelstraße werde ich nun die Emmaus-Kirche mit anderen Augen sehen.

Am Ende steht tiefe Dankbarkeit, und ich spreche da hoffentlich für viele von uns, dass wir die Möglichkeit erhalten haben, voneinander zu lernen auf dem Weg zu einem gemeinsamen Ziel: Der Liebe – dem Frieden – dem Heil.

Klaus Benner

Von der Wüste zur Oase

Ölberg-Kita bewirbt sich um Umweltpreis

Ulrich Godejohann / Der Garten der Ölberg-Kita ist zu einem kleinen Kinderparadies geworden. Seit der grundlegenden Umgestaltung im Frühjahr 2002 weilt sich heute eine sanfte Hügellandschaft auf rund 1.300 Quadratmetern, die zuvor zu einem Drittel mit Asphalt und Beton bedeckt waren. Kleine Biotope und Spielflächen wechseln sich ab.

Mit diesem Konzept hat die Ölberg-Kita gute Chancen, in diesem Jahr den Ökumenischen Umweltpreis 2003 zu erhalten. Der Preis wird jährlich gemeinsam von der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg und dem Erzbistum Berlin für herausragende ökologische und umweltpolitisch bedeutsame Projekte und Aktionen vergeben.

Seit dem Umbau ist nichts mehr wie es war. Nicht nur gestalterisch-ästhetisch, sondern auch inhaltlich-pädagogisch. Der Kindergarten bietet jetzt fast alle Möglichkeiten einer naturorientierten Kindesentwicklung. Die Kita kann eine praxisnahe Umweltpädagogik mitten in der großstädtischen Umgebung umsetzen.

Die Asphalt- und Betonflächen wurden aufgebrochen, teerhaltige Deckschichten als Sondermüll entsorgt und der restliche Trümmerschutt in eine bewegte Hügellandschaft eingebaut. So ist zum Beispiel auch der „Ölberg“ entstanden, ein kleiner Hügel, auf dem Baumstämme Sitzgelegenheiten um eine Feuerstelle bieten. Weitere stufenförmig in den

Hang eingebaute Baumstämme dienen als Tribüne zum Ballspielfeld hin. Außerdem steht am „Ölberg“ eine Granitsäule, in der zu besonderen Anlässen eine Ölkerze angezündet werden kann. Für die Kinder aller Altersstufen in der Kita wurden besondere Spielbereiche angelegt: für die ganz Kleinen Krippensand und eine Wiese, für die Größeren Buddelsand mit Grundwasserpumpe, ein Dünenstrand, eine Holz- und Lehmbaustel-

erlebnis und Naturerkenntnis und damit zur spielerischen Entwicklung eines Umweltbewusstseins dienen. Es wurden fast 500 Gehölze und Stauden gepflanzt und so die unterschiedlichsten Biotopbereiche angelegt: Gebüsch, Bambus-, Schilf-, Hochstauden- und Fruchthecken, Gemüse- und Kräutergarten, Kinderbaumschule und Bauholzwäldchen, Düne und Trockenmauer. Dazu gehören außerdem Totholzhaufen und Holzstapel.

Die Kinder können in den Biotopflächen Spiel- und Baumaterialien finden. Ganz gezielt wurden daher Robinien, Korbweiden, bunte Hartriegel, Chinaschilf und Strandroggen für Bau- und Flechtarbeiten angepflanzt. Ein Vorteil: die Büsche wachsen wieder nach und werden dabei gleichzeitig

gepflegt. Der Garten wird ständig von den Kindern genutzt

Die Pflege und notwendige Gartenarbeit haben die Kita-Eltern übernommen. Immer donnerstags treffen sie sich zu einem offenen Eltern-Kind-Workshop, um je nach Jahreszeit zu pflanzen, zu wässern, zu häckseln, zu mulchen, Laub zu harken oder den Sand zu reinigen und die Geräte zu überarbeiten. Die Eltern übernehmen aber auch die gestalterische Ergänzung des Gartens, wie den Bau von Knüppelstufen, Schutzzäunen oder Wasserrinnen. Belohnt wird die ehrenamtliche Tätigkeit mit Kaffee, Saft



Quadratisch, praktisch, gut?

le, ein Ballspielfeld sowie überwiegend wasserdurchlässige Spiel- und Fahrwege, die aus ökologischen Gründen weder geteert und gepflastert sind. Als Spielgeräte stehen den Kindern mit Mulch bedecktem Boden eine Naturholzbrücke mit Ausbauhaus, eine Klettersteilwand, ein Klettersegelnetz, eine Hangrutsche, eine Turnstange, eine Torwand sowie diverse Balancierstämme zur Verfügung. Geschaukelt wird in Hängematten.

Die Biotopflächen sollen im Rahmen des umweltpädagogischen Erziehungsansatzes als Quelle von Natur-

und Kuchen und bei schönem Wetter endet der Workshop oft auch mit einem Grill- oder Lagerfeuer auf dem „Ölberg“.

Die weitere Entwicklung des Ölberg-Kindergartens zu einem robusten, vegetativ gut eingewachsenen Spiel- und Lernstandort wird noch einige Jahre benötigen. Die Vielfalt und der Erlebniswert der Anlage soll im nächsten Jahr durch zusätzliche Elemente wie Lehmbackofen, Baumhaus, Weideniglu, Wildbachrinne sowie eine Stein- und Wasserbaustelle gesteigert werden. Zudem ist eine schrittweise Neuansiedlung von Igel, Eidechse, Weinbergschnecke und bestimmten Schmetterlingen und Wildbienen vorgesehen.

Durch die unmittelbare Nähe des Kindergartens zur Ölbergkirche übernimmt die Außenanlage auch eine Doppelfunktion als Kita- und Gemeindegarten für Gottesdienste, Hochzeitsfeiern und Kindergeburtstage.

Ulrich Godejohann ist Landschaftsplaner und Umweltpädagoge. Er hat den Ölberg-Garten entworfen.

Zusammen mit den Kindern und Eltern der Gemeinde gestaltet und betreut er die Anlage.



...und es wurden Berge und Täler



Die neue Schöpfung



„Versuche, dein Leben zu machen“

Erzähl-Café mit Margot Friedlander, Berlin/New York

Christoph Albrecht / Etwa 80 Zuhörerinnen und Zuhörer kamen am 1. September in die Emmaus-Kirche, um der Gesprächseinladung einer ehemaligen Nachbarin zu folgen, die sicher gerne auf die Abschnitte in ihrem Leben verzichtet hätte, die ihr Leben so elementar von dem der Anwesenden unterscheidet: Margot Friedlander, geb. Bendheim, geboren 1921 in Berlin, konnte nur bis zum 12. Lebensjahr unbehelligt wie die meisten ihrer Altersgenossen aufwachsen, denn 1933 begann die Diktatur der Nationalsozialisten. Da Margot Bendheim jüdischer Abstammung war, wurde von da an ihr Leben von den rapide zunehmenden Ausgrenzungen und Einschnürungen, wie sie die Nationalsozialisten den jüdischen Deutschen für immer mehr Lebensbereiche vorschrieben, geprägt.

60 Jahre nach ihrer Befreiung aus dem Konzentrationslager Theresienstadt und ihrer Übersiedlung nach New York kam Margot Friedlander im Mai 2003 zum ersten Mal wieder nach Berlin: Für eine Woche war sie – gemeinsam mit anderen nach der Nazi-Verfolgung ausgewanderten BerlinerInnen – Gast des Berliner Senats. Für Frau Friedlander stand zu diesem Zeitpunkt bereits fest, dass sie einige Wochen später noch einmal für mehrere Wochen nach Berlin kommen werde: um Orte der Erinnerung zu suchen, mit Menschen in Berlin ins Gespräch zu kommen und für ihre 1943 in Auschwitz ermordete Mutter und den ermordeten Bruder einen Erinnerungsstein, einen sogenannten „Stolperstein“, vor dem Haus Skalitzer Straße 32 einzuweihen.

Zur Vorbereitung dieser Enthüllung hatte sich eine fünfköpfige Gruppe gebildet, die unter dem Namen

„Initiative Gedenksteine für Familie Bendheim und Frau Meisner“ gemeinsam mit dem „Erfinder“ der Stolpersteine, dem Kölner Künstler Gunter Demnig, die Verlegung der Erinnerungssteine für Sonntag, den 31. August, vorbereitete. Während der Vorbereitungszeit entstand der Gedanke, gemeinsam mit der „AnwohnerInnengruppe Lausitzer Platz“ Frau Friedlander zu einem Erzähl-Café einzuladen, um in einer ruhigen Atmo-



sphäre den Schilderungen ihres Schicksals zuzuhören.

Christoph Albrecht von der „AnwohnerInnengruppe Lausitzer Platz“ und Angela Martin von der Berliner Geschichtswerkstatt moderierten gemeinsam das Gespräch, das ganz von der Präsenz und Offenheit von Frau Friedlander geprägt war.

Ihr Leben in Stichworten: Margot Bendheim wuchs in einer bürgerlichen Familie in Charlottenburg auf; sie konnte den begonnenen Bildungsweg nicht beenden; schwankte zwischen innerer Selbstbehauptung und Verzweiflung angesichts der zunehmenden Diskriminierungen und Ausgrenzungen; sie wurde von Oktober 1941 bis Januar 1943 zusammen mit ihrer Mutter und ihrem Bruder bei einer jüdischen BerlinerIn, Rachela Meisner, in der Skalitzer Straße 32 „ingesiedelt“; sie musste in dieser

Zeit bei den Deuta-Werken in der Oranienstraße Zwangsarbeit leisten; sie musste wegen drohender Verhaftung in die Illegalität untertauchen und dauernd ihre Verstecke wechseln, immer abhängig von dem Mut und der Verschwiegenheit ihr fremder Menschen; sie wurde im April 1944 verhaftet und nach einigen Wochen ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert; dort wurde Frau Bendheim Anfang Mai 1945 befreit.

Es war die lebendige und direkte Art und Weise, in der Frau Friedlander die ZuhörerInnen an ihren Erinnerungen teilhaben ließ, die einen so nachhaltigen Eindruck hinterließ, das danach immer wieder das Wort „bewegend“ fiel. „Frau Friedländer ist ja wirklich sehr beeindruckend, so aufrichtig und direkt und vorurteilsfrei“ schrieb am nächsten Tag eine Besucherin in einer E-Mail.

Nachdem sie drei Viertel ihres Lebens in New York verbracht hatte, wohin sie 1946 ausgewandert war, wuchs in ihr der Wunsch, am Ende ihres Lebens noch einmal nach Berlin zu kommen. „It's a closure“, das heißt, einen Schlussstein einzusetzen in den Bogen ihres Lebens, so charakterisierte sie ihr Motiv. Ihre innere Stärke und Kraft ermöglichten es Margot Friedlander, zu diesem „Einsetzen des Schlusssteins“ ihr fremde Menschen einzuladen und es zu einem teilweise öffentlichen Ereignis zu machen – oft mit einem Kameramann an ihrer Seite. Im nächsten Jahr lässt sich in seiner Film-Dokumentation nachvollziehen, wie gut Margot Friedlander das Vermächtnis ihrer Mutter erfüllen konnte: „Versuche, dein Leben zu machen.“

Kreuzberger Stadtlandschaften

Erhard Groß hat 50 Jahre Kiez auf Bilder gebannt

Bernd Feuerhelm / Der Maler und Grafiker Erhard Groß hat seit Anfang der 50er Jahre den Kreuzberger Kiez in seinen Bildern verewigt. Wie kein anderer hat der 77-Jährige die Veränderungen rund um den Görlitzer Bahnhof in seinen Aquarellen und Radierungen dokumentiert: Ansichten des längst verschwundenen Görlitzer Fernbahnhofes oder der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Emmaus-Kirche. „Ich habe immer gegenständlich gemalt und mich nach keiner Modeströmung gerichtet“, erzählt der Maler. Sein künstlerisches Talent hatte Erhard Groß bereits in der englischen Kriegsgefangenschaft entdeckt und die britischen Besatzungssoldaten wussten es zu schätzen: Sie brachten ihm Porträtfotos ihrer deutschen Freundinnen, die er für sie abzeichnete.

„Nach dem Zweiten Weltkrieg wollten die meisten Künstler modern sein. Ich dagegen bin immer durch Kreuzberg gelaufen und habe schnell noch skizziert, bevor der Stuck von den Fassaden abgeschlagen oder ein altes Gebäude abgerissen wurde.“

So entstand über die Jahre ein imposantes Werk mit Abbildungen der geschundenen Kreuzberger Stadtlandschaft. Ein immer wiederkehrendes Motiv in seinen Bildern ist die U-Bahn, die genau vor den Fenstern der Großschen Wohnung vorbeirauscht. Schon fast 50 Jahre wohnt der Künstler in derselben Wohnung an der Hochbahn, unter der sich die Autos Stoßstange an Stoßstange vorbeischlängeln. Seine Frau, ebenfalls Künstlerin, sogar noch zwanzig Jahre länger.

„Ich lernte meinen Mann Anfang der 50er Jahre in der Singakademie im gemischten Chor kennen“, erzählt sie. „1954 zog er dann zu uns, zu-

nächst nur zur Untermiete, denn es gab ja noch den Kuppelparagrafen, der das Zusammenleben unverheirateter Paare unter Strafe stellte. Erhard hat sich dann erst mal das Balkonzimmer als Untermieter genommen.“

Das Balkonzimmer wurde zum Atelier und Lebensraum des Malers, der seit 1947 an der Hochschule für Bildende Künste studierte. Wie es der Zufall will, zeugt auch das Mietshaus, in dem das Künstlerehepaar lebt, von

den ist mit Sterntafelparkett aus verschiedenen Holzarten bedeckt, und in der Ecke residiert ein Kachelofen, reich verziert mit Putten, Säulen und Pilastern. In so einer Wohnung bleibt man wohl vor modischen Strohfeuern bewahrt.

Der Maler und Grafiker war auch immer Lehrer und Vermittler. Nach seinem Hochschulstudium gab er an der Volkshochschule Kreuzberg Malunterricht und führt bis heute Interes-



125 Jahren Kreuzberger Stadtgeschichte. Das von außen grau verputzte, stucklose Mietshaus aus der Jahrhundertwende birgt einen kleinen Schatz. Bereits im Hausflur lässt sich an Wohnungstüren und Treppengeländern aus edlem Holz die frühere großbürgerliche Pracht erahnen. In der Wohnung des Künstlerpaares ist noch einiges aus der Kaiserzeit erhalten geblieben: Bleiverglaste Schiebetüren trennen die Zimmer, der Bo-

sierte durch Künstlerateliers in Berlin. Seit Beginn der 70er Jahre arbeitete er als Lehrer für Dekorationskunde. Zuletzt unterrichtete er bis kurz vor dem Mauerfall Schaufenstergestalter und Verkäufer am Oberstufenzentrum Handel in der Wrangelstraße.

Bilder von Erhard Groß sind unter anderem in der Städtischen Kunstsammlung Bonn, im Berlin-Museum und in der Tate Gallery in London zu bewundern.

Viele Ideen und warmer Kaffee

Das Obdachlosen-Café



Ingo Schmidt-Tychsen / Mathilde sitzt wippend auf ihrem Stuhl. Sie spricht leise mit sich selbst. Hin und wieder lacht sie laut auf. Es scheint, als verstehe sie nichts von dem, was sie gerade in der Zeitung liest. Mathilde ist 70 Jahre alt. Sie sitzt in der Emmaus-Kirche am Lausitzer Platz und frühstückt. Als der Zivildienstleistende Martin seinem Arbeitskollegen Jonas einen Witz aus Goethes „Faust“ erzählt, lacht sie wieder. Diesmal lauter als sonst.



„Hast du über unseren Witz gelacht, Mathilde?“, fragt Jonas.

„Ja, der war doch aus Faust 1“, entgegnet sie, offenbar immer noch amüsiert. „Eines meiner absoluten Lieblingsbücher.“

Die beiden Zivis sind sichtlich

überrascht. Sie setzen sich zu ihr. Es entwickelt sich ein Gespräch über deutsche Literatur. Goethe, Schiller, Eichendorff. Mathilde kennt sie alle, kann aus fast jedem Werk mühelos zitieren. Inzwischen hat sie aufgehört zu wippen.

Ralf kommt zum Tresen, bittet um einen Kaffee. Es ist sein zehnter an diesem Morgen. Die Nacht war bitterkalt. Nachdem Ralf bestellt hat, geht er drei Schritte zurück. Er ist schüchtern, kommt immer allein zum Frühstück und sagt fast nie etwas. „Bitte“, „Danke“, „Tschüss“. Das ist alles. Sein Gesicht ist angespannt, ernst.

„Hey, wie heißt du eigentlich?“, fragt Martin.

„Ralf.“

„Du bist ganz schön durstig heut' Morgen, Ralf.“

„Tut mir Leid, soll ich weniger trinken?“

„Nein, nein! Wir haben reichlich. Es beeindruckt mich einfach, wie viel Kaffee du in so kurzer Zeit trinken kannst. Schmeckt unser Kaffee?“

„Ja“, sagt Ralf. Ein Lächeln huscht über sein Gesicht.

Jürgen ist gut aufgelegt. Gestenreich erzählt er von großen Projekten, die er starten will.

Sein Kumpel Anton hat genug gehört. „Dann setz doch mal eine deiner tollen Ideen in die Tat um und werde reich, anstatt immer nur davon zu reden.“

„Dazu fehlt mir das Startkapital“, meint Jürgen.

„Ach, von dem Scheiß will ich



nichts mehr hören.“ Anton steht auf und geht nach draußen um zu rauchen.

„Geh du lieber raus und rauch! Die Zigarettenindustrie ist ja noch nicht mächtig genug. Die braucht Unterstützung. Und deine Lunge auch.“

Dann betritt Josef das Café. „Moin Jürgen, altes Haus. Was macht die Kunst?“

Jürgen erzählt von seinen Ideen. Gestenreich.

Immer öffnen sich Türen

Zu Besuch bei meiner Oma

Claudia Ondracek / Vor einigen Monaten habe ich meine Oma besucht. Sie ist schon 101 – und jedes Mal bin ich froh, wenn ich ihr altes, faltiges Gesicht sehe, das mich schon so viele Jahre meines Lebens begleitet. Es erzählt von einem langen, reichen, aber auch beschwerlichen Leben – und selbst wenn wir schweigen, höre ich die alten Geschichten von ihrem geliebten Blumengarten, der Flucht aus Ostpreußen, dem Nicht-Willkommensein im Westen und ihrem tiefen Glauben, der sie durch ihr Leben getragen hat. Bis vor zwei Jahren waren es Erzählstunden, die ich bei ihr verbrachte – sie erzählte, ich lauschte oder fragte. Und wenn ich mit ihr spazieren ging, immer langsamer mit den Jahren, dann wurde die Natur auch für mich zur wunderbaren Schöpfung Gottes, denn sie sah in jedem Baum und in jeder Blume, sei sie noch so klein und unscheinbar, seine Schöpferhand.

Seit zwei Jahren nimmt das Schweigen und ihr Verwirrtsein zu, die Kräfte nehmen ab. Doch das Herz schlägt unverzagt weiter. Woher kommt aber ihr Unruhe? Wo ist ihre Gelassenheit hin, die sie früher immer auf mich ausgestrahlt hat?

Das fragte ich sie, als wir vor ein paar Wochen zusammensaßen – und



Enkelin und Jubilarin

eigentlich fragte ich es nur so für mich. Aber sie gab eine Antwort, sehr klar und deutlich. Ich erinnere mich nicht mehr genau an ihre Worte. Aber an die Botschaft: „Manchmal treibt mich noch etwas um.“

Dann schwieg sie wieder – und ich wusste, dass sie das nicht nur so vor sich hin gesagt hatte. Sie hatte mich für einen Moment in ihre Welt mit hineingenommen, in der mittler-

weile so wenig Platz ist für das, was um sie herum geschieht. Und ihre Welt war scheinbar gar nicht so friedlich und abgeklärt, wie ich es immer gedacht hatte. Immer noch trug sie Ungelöstes mit sich herum, was sie umtrieb. Das erstaunte mich, denn ihr starker Glaube hatte sie 101 Jahre lang durch so viel Schweres getragen, war ihr Halt und Trost gewesen, auch in Situationen, in denen ich vermutlich verzweifelt wäre. Immer, so hatte sie gesagt, öffnen sich Türen, durch die man weitergehen kann. Wo waren die Türen jetzt?

Da erinnerte ich mich an einen Bibelvers aus der Offenbarung des Johannes, wo es heißt: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wenn jemand meine Stimme hören wird und die Tür auftut, zu dem werde ich hineingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir!“ Diese Zusage gilt auch ihr – inmitten ihrer Unruhe und dem Noch-Nicht-Gelösten. Die Türen werden sich öffnen – und sie öffneten sich schon für einen Moment, als ich ihr eine Blume in die Hand legte. Sie roch daran und lächelte – und ich mit ihr.

Gute, neue Mär ...

Agnes Gaertner / Geht euch das auch so: Ihr möchtet eine Geschichte hören und ihr findet kein Buch oder niemanden, der euch eine Geschichte erzählen möchte.

Dann erfindet doch selbst eine! Sie gefällt euch bestimmt. Den Kindern aus unserem Kids-Go habe ich fünf Wörter gegeben, die in der selbsterfundnen Geschichte vorkommen sollen: **Geheimnis, Himmel, finden, Tannennadel** und **riechen**. Viel Spaß!

Hoch oben im Himmel riecht es nach Weihnachten. Dort steht schon das Christkind bereit. Hingegen hier auf Erden wird erst langsam mit Tannennadeln und leckeren Sachen geschmückt. Es ist ein Geheimnis, was im Himmel passiert. Der Herr beschenkt uns mit schönen Geschenken, die uns etwas von diesem Geheimnis spüren lassen. Die Freude, die wir beim Finden der Geschenke erleben, ist sehr groß.

Kilian, 9 Jahre

Meine Mutter sagte noch: „Gute Nacht“ und knipste mein Glühwürmchen aus. Sie deckte mich mit meiner Palmenblattdecke zu, an der man den schönen Geruch von den Blattfasern riechen konnte. Der Himmel, der mit Sternen bedeckt war, verriet mir mal wieder die geheimnisvollsten Geheimnisse und ich war mir sicher, dass ich am nächsten Tag eine Tannennadel finden würde.

1000 Jahre später: Meine Mutter sagte noch: „Gute Nacht“, klatschte und meine megacoole Lampe ging aus. Sie deckte mich mit meiner super-obergeilen Decke zu, an der dieser krasse Geruch von „Vernell“ noch zu riechen war. Ich wünschte mir, dass der sternlose Himmel mir ganz geheimnisvolle Geheimnisse verraten würde, und war mir sicher, keine Tannennadel mehr zu finden.

Nelly, 11 Jahre

Das Geheimnis der Tannennadel

Thomas war ein Junge wie jeder andere auch. Er wohnte zusammen mit seiner Mutter in einem schönen Häuschen mit großem Garten. Thomas spielte gerade mit seinen Holzbausteinen, als er am Fenster etwas sah: Ein kleines, braunes und behaartes Wesen! Als das Wesen sah, dass Thomas es anstarrte, grinste es einfach und verschwand. Thomas glaubte, dass seine Augen ihm einen Streich gespielt hatten, als plötzlich das komische Wesen vor ihm stand. Erst hatte er Angst, aber als er sich das Wesen ansah, fand er es eigentlich ganz nett.

Dann fragte Thomas: „Woher kommst du?“

Das Wesen zeigte zum Himmel und sagte: „Aus dem Weltall.“

Da staunte Thomas nicht schlecht – er hatte sich Außerirdische zwar anders vorgestellt, aber das war nun ja auch egal.

„Wie heißt du?“, fragte der Außerirdische.

„Thomas“, sagte er. „Und du?“

„Amandus.“

„Amandus“, wiederholte Thomas. „Hab ich noch nie gehört, aber klingt nett. Wieso bist du überhaupt gelandet?“

„Mir sind die Tannennadeln ausgegangen“, sagte Amandus.

„Wieso Tannennadeln?“, fragte Thomas verdutzt.

„Tannennadeln sind mein Antrieb“, antwortete Amandus.

„Ich versteh überhaupt nichts mehr“, klagte Thomas.

„Komm, ich zeig's dir“, sagte Amandus auffordernd.

Thomas gab sich einen Ruck und sagte: „JA!“

Amandus führte Thomas zum Fußballplatz: Da stand das Raumschiff! Es war ungefähr so groß wie Thomas Zimmer und blau. Amandus zog eine Art Fernbedienung heraus. Die hatte nur einen Knopf: Der war sehr groß, rot und rund. Amandus drückte ihn und eine Tür ging auf. Als Thomas das Raumschiff betrat, war er platt. Es war von

innen viel größer als von außen. Alles war voll mit Maschinen. In einem Teil des Raumschiffes stand eine Art Truhe. Amandus, der seinen Blicken gefolgt war, sagte: „Da drin bewahren wir unsere Tannennadeln auf.“

„Und was ist das?“, fragte Thomas und zeigte auf eine Glassäule.

„Damit machen wir die Tannennadeln bereit für den Tank. Wenn du mitkommst, kann ich es dir zeigen“, sagte Amandus.

Thomas zögerte und fragte: „Aber was ist mit meiner Mutter?“

„Da mach dir mal keine Sorgen“, meinte Amandus.

Da sagte Thomas: „Okay.“

„Gut, dann leg dich erst mal da hin“, sagte Amandus und zeigte auf eine Tür, die in einen weiteren Raum führte. Als Thomas aufwachte, waren sie gerade gelandet. „Schon da?“, rief er erstaunt.

Amandus betrat das Zimmer: „Willkommen in meiner Stadt!“

Thomas stand auf und ging zum Fenster. Und das, was er da sah, fand er unglaublich. Es war eine ganze Stadt. Er stieg sofort aus. Als er draußen war, merkte er, dass es komisch roch. Es roch nach etwas, das er nicht bestimmen konnte. Aber viel beeindruckender fand er, dass es viel gab, was es auf der Erde auch gab, z.B.: eine Feuerwehr, eine Polizei, Restaurants, Läden und noch viel mehr. Er sah sich alles an, aber dann kam Amandus und sagte, dass sie jetzt aufbrechen müssten. Als er wieder zu Hause war, stellte er fest, dass er nur zehn Minuten weg gewesen war.

Damian, 10 Jahre

Wer Lust bekommen hat, selbst eine Geschichte zu schreiben, kann diese entweder online an: paternoster@emmaus.de oder per Post an: Emmaus-Ölberg-Gemeinde, Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin, schicken.

Die Geschichten werden dann auf der Emmaus Homepage unter KinderNoster veröffentlicht.

Ein „Grützke“ für Emmaus

Nicht nur Predigtsammlungen geben über den Glauben einer Zeit Auskunft. Auch Bilder können predigen. Die „Abendmahlsszene“ (97 cm x 147,5 cm) von Johannes Grützke (*1937) aus dem Jahr 1977 ist so ein Bild mit Botschaft. Abgebildet sind Jesus, Judas, Petrus und Johannes beim letzten Abendmahl.

Das Werk hing schon während des Ökumenischen Kirchentages als Leihgabe in der Emmaus-Kirche und war Anlass vieler Betrachtungen und Diskussionen. Wir freuen uns, dass wir die Möglichkeit bekommen haben, dieses Werk eines bedeutenden zeitgenössischen Künstlers für die Emmaus-Ölberg-Gemeinde zu erwerben.

Eine detaillierte Auseinandersetzung mit diesem Werk erfolgt in einer späteren Ausgabe des paternoster.

„le banquet céleste“

Robert Weber hat ein Altarbild gemalt. Es trägt den Titel „le banquet céleste“ – „das himmlische Gastmahl“.

Dazu angeregt wurde der Künstler durch die Musik von Olivier Messiaen, einem zeitgenössischen Komponisten, dessen Orgelwerke auch in unserer Kirche schon erklingen sind. Es handelt sich um ein großformatiges Bild (280 cm x 600 cm) in den Farben Gold und Rot.

Dieses abstrakte Werk von Robert Weber wird für drei Monate über dem Altar der Emmaus-Kirche zu sehen sein.

In einem Themengottesdienst am zweiten Adventsonntag, dem 7.12.2003 um 11.00 Uhr, wird Pfarrer Bringfried Naumann der Gemeinde das Bild vorstellen.

Wir sind gespannt darauf, wie dieses Bild in unserer Kirche wirken wird und natürlich ganz besonders auf Ihre Reaktionen.

Engel

Ingrid Abdul ist Fotografin und ihre Leidenschaft sind die Engel. Sie schuf Kunstfotos von Engeln in kaltem Marmor und in warmer Bronze. Frau Abdul schreibt: „Engel – die „himmlischen Heerscharen“ – sie gelten als heilige Wesen, als Himmelsboten. Engel umgibt ein Geheimnis, das zu entschlüsseln zu allen Zeiten die Menschen bewegte. Sie geben uns das Gefühl, nicht allein zu sein, sind Tröster, Wegbegleiter, liebevolle, manchmal auch erotische Wesen oder Retter in der Not.“

Engelbilder von Ingrid Abdul werden in der Emmaus-Kirche zu sehen sein. Am 15. Dezember 2003 um 15.00 Uhr wird die Ausstellung eröffnet.

paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen Emmaus-Ölberg-Gemeinde
7. Jahrgang Nr. 3

Herausgeber im Sinne des Presserechts ist der Gemeindekirchenrat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:

Bernd Feuerhelm, Christoph Albrecht, Agnes Gaertner, Heike Krohn, Jörg Machel, Claudia Ondracek, Dörte Rothenburg, Ingo Schulz, Dorothea Weltecke

Umschlag:

Szenenfoto aus „Der Himmel über Berlin“. Wir danken dem Basis-Filmverleih für die Abdruck-erlaubnis.

Redaktionsanschrift:

Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:

Kristin Huckauf,
Jörg Machel, Ingo Schulz

Druck: Trigger®

(Umweltmanagement gemäß EG-Öko-Audit-Verordnung) gedruckt auf Recyrago

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:

Emmaus-Kirche
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:

Mo, Do, Fr 9-13 Uhr,
Di 13-17 Uhr, Mi geschlossen

Ölberg-Kirche

Lausitzer Straße 28/Ecke Paul-Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg Kita

Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof

Hermannstr. 133, 12051 Berlin,
Tel.: 626 24 35

Pfarrer Jörg Machel

Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Tel.: 61 69 32-15
joerg.machel@emmaus.de

Internet:

<http://www.emmaus.de>

Spendenkonto

Berliner Bank AG
(BLZ 100 200 00),
Konto 47 03 240 501
KVA/Emmaus/paternoster

Der nächste paternoster:

Von „Himmelfahrt“ bis „Vatertag“

Hinweis:

Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.



Mein ganz persönlicher Beitrag zur Spar-Debatte:

Ich spare mir das Gespräch mit Freunden.
Der Etat, Oma zu besuchen, wird eingefroren.
Die Zuwendung für meine Freundin
fällt der desolaten Haushaltslage zum Opfer.
Mein Patenkind wird weggekürzt.

Ich spare mir die Gesundheitsvorsorge,
die Absicherung fürs Alter und die Abstotterung des Kredites.
Die Spende für den Regenwald wird gestrichen, mein Einsatz
für den Umweltschutz wird um 80% gekürzt.

Ich spare mir den Protest, den Aufschrei und die Entrüstung. Den Leserbrief und den Gang zur Wahl kann ich mir nicht mehr leisten. Sachzwänge hindern mich, freundlich zu sein. Liebe und Zuneigung können nicht weiter subventioniert werden. Die fehlenden Reformbemühungen hindern mich daran, in Mitleid und Mitgefühl zu investieren. Ich hoffe auf die Einsicht meiner Mitmenschen, dass ich in Zukunft an der Gesellschaft nicht mehr teilnehmen kann. Das niedrige Wachstum zwingt mich, mein Engagement auf Null zu setzen.

Kluge Ratschläge werden privatisiert.
Mieser Stil und schlechtes Benehmen
werden zukünftig in Eigenverantwortung betrieben.

Meine Reformen stehen. Dass sich etwas ändern muss,
ist beschlossene Sache. Es geht schließlich
um meine Zukunftsfähigkeit.

Ich spare mir zu sagen,
was die konsequente Umsetzung
dieses Sparplans bedeuten würde.

Michael Birgden, Köln

DEUTSCHE POST AG
ENTGELT BEZAHLT
10997 BERLIN

Möchten Sie den paternoster
regelmäßig per Post erhalten?
Hier könnte Ihre Anschrift stehen!

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,
der monatlich erscheint.
Sie erhalten ihn in der Gemeinde
und über das Internet:

<http://www.emmaus.de>